



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Paulus und seine Zeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

besaßen im Jahre 1844 nur eine Karre, 11 Eggen, eine Uhr, 3 Betten, 32 Stühle oder vielmehr Schemel, 20 und einige Hacken, 50 und einige Kochtöpfe, ebenso viele Teller und Tassen, einige Hunderte von hölzernen und eisernen Blechlöffeln. Zudem war für alle dazugehörigen Kinder nur eine schlechte Schule, für alle nur ein Priester vorhanden. Derselbe Herr erzählte dem Schreiber dieses als einen Beweis dafür, daß man selbst Gabeln und Löffel beim Essen nicht entbehrt, sie vielmehr als eine lästige Zugabe betrachtet, wie einst bei einem Diner, das er einer Anzahl seiner Tenants oder Pächter gab und wobei natürlich die nöthigen Werkzeuge ausgelegt waren, man aus Rücksichten der Höflichkeit gegen ihn wohl die Gabeln und Löffel in die Hand nahm, aber doch das Fleisch und die Gemüse in gewohnter Weise mit Zeigefinger und Daumen zum Munde führte. Es ist diese natürliche Geweise so gewöhnlich, daß man selbst in Lord Georges Hause dem dort beschäftigten Zimmermann, Steinklopfer und Gärtner, für die stets einiges von der Tafel abfällt, ihre Kost ohne Messer, Gabel und Löffel vorsetzte. — Diese Gleichgiltigkeit gegen Bequemlichkeit und gute Einrichtung ist, wie gesagt, bis in die besseren Kreise und in allen Dingen wahrzunehmen. In Städten bis zu 10,000 Einwohnern ist z. B. keine Gemeinde- oder öffentliche Uhr; für alle fünf Kirchen an einem solchen Orte ist eine Art Schelle, in einer alleinstehenden thurmähnlichen Mauer aufgehängt, hinreichend, die Zeit zum Beginne des Gottesdienstes anzugeben; statt eines Thores findet man sehr oft nur einen querüber gelegten Baumstamm; Reisewagen mit Land-Lords haben bei dreien ihrer ursprünglichen Räder oft ein viertes, das zu einem Ackerwagen gehört hat, so daß die ganze Maschine auf eine lächerliche Art schief steht und man den Wagen nicht öffnen kann, bevor das fremde größere Rad abgenommen worden. Gar nicht ungewöhnlich ist es, daß man in Ermangelung eines Schlosses den Schlag des Reisewagens für einen Theil der Reise vernagelt und mit Hammer und Zange herbeieilt, wenn jemand aussteigen will. Hemmschuhe sind ein Luxus. In vollem Laufe geht es bergab und einem etwa um seinen Hals besorgten Reisenden, der, über alle die jähen Abstürze hinaufend und die kühnsten und plöglichsten Windungen des Weges durchfliegend, dem Kutscher Vorsicht zuruft, antwortet dieser ganz gelassen: „Never fear! I always escaped happily!“ Keine Angst! Ich kam immer glücklich davon!

Paulus und seine Zeit.

H. C. G. Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischem Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt von Freiherrn v. Reichlin-Waldegg. 2 Bde. Stuttgart, Verlagsmagazin. —

Wir sehen dem Nachlasse des würdigen Veteranen, der bis in sein ganz

ungewöhnlich hohes Alter hinein (1764—1851) einen ununterbrochenen thätigen und geistvollen Antheil an den großen Bestrebungen unserer Literatur genommen hat, mit bedeutender Spannung entgegen, und wir sind in Beziehung auf den Stoff auch keineswegs enttäuscht worden. Sowol aus seinem Aufenthalt in Jena, als in Würzburg und Heidelberg finden wir einzelne sehr interessante Aufschlüsse über dunklere Partien unserer Literatur. Umsomehr müssen wir bedauern, daß der Nachlaß in so ungeschickte Hände gefallen ist. Der Herausgeber hat einen reichen und sehr wohlgeordneten Nachlaß gefunden, Tagebücher, Briefe, Actenstücke u. dgl., unter den Briefen eine sehr bedeutende Zahl, die von ausgezeichneten Männern herrührten. Es lag also wol nahe, daß er sich bemühte, diesen Stoff mit einem Male vollständig zu erschöpfen. Statt dessen hat er aber von den Briefen nur einzelne Fragmente mitgetheilt, die übrigens schon einen sehr bedeutenden Raum einnehmen und verspricht uns die Herausgabe des Uebrigen in extenso. Das ist doch in der That mehr, als selbst die Geduld des deutschen Publicums ertragen kann. Wir haben uns mit den Wirthschaftsangelegenheiten unserer großen Männer bereits mit einer wahrhaft haarsträubenden Andacht beschäftigt, aber die Zeit ist jetzt gekommen, wo dieses Interesse sich abstumpfen wird. Schon in dieser Ausgabe sind eine große Reihe von Gratulationsbriefen und ähnlichen enthalten, die ganz inhaltlos sind und uns nicht die geringste Ausbeute geben. Außerdem hat der Herausgeber sich für verpflichtet gehalten, seinerseits einen biographischen Commentar hinzuzufügen. Er hat die persönlichen Angelegenheiten seines Helden in einer ganz unerträglichen Breite und Weiterschweifigkeit vorgetragen und außerdem bei jeder literarischen Persönlichkeit, die er einführt, einen biographischen Commentar hinzugefügt, den man in jeder Literaturgeschichte finden kann. Der Werth einer solchen Reliquiensammlung beruht doch lediglich in dem Neuen, was sie uns gibt, und dieser wird durch die Hinzufügung von Trivialitäten auf eine sehr bedenkliche Weise verkümmert. Noch dazu ist der Herausgeber von einer Naivetät, die wahrhaft erstaunlich ist. Er versichert uns z. B., daß Wilhelm von Humboldt ein geistreicher Mann war, daß Schlegel große Anlagen zur Kritik gehabt hat und spricht sich sehr ausführlich über Goethes dichterische Gaben aus. Am allerschlimmsten sind die Noten, die er hinzufügt. Bei jedem einzelnen Briefe stellt er in einer Reihe von Anmerkungen seine eigene Ansicht über den Gegenstand den Ansichten des Briefstellers gegenüber. Das macht zuweilen einen höchst komischen Eindruck. So sind z. B. in den Briefen der Frau Schlegel an die Frau Paulus eine Reihe von jenen rhapsodischen Lobsprüchen auf den Katholicismus enthalten, die wir schon von anderwärts her kennen. Der Herausgeber kann bei keinem einzigen Punkte unterlassen, in einer Anmerkung zu erklären, er sei keineswegs dieser Ansicht und die Frau habe offenbar Unrecht. Und so geht es mehr oder minder bei sämmtlichen Briefen.

Wir wollen nun von diesen Ausstellungen, die lediglich den Herausgeber

betreffen, absehen und auf den Inhalt des Buchs einen Blick werfen. Natürlich greift jeder Leser zunächst nach dem, womit er sich selber vorzugsweise beschäftigt hat. So haben wir den eigentlich biographischen Theil des Werkes und die theologische Polemik nur flüchtig durchgesehen. Wir ehren die biedere tüchtige Gestattung, mit der Paulus sein ganzes Leben hindurch für das Princip des Nationalismus, d. h. für die Einheit der Vernunft im Universum gekämpft hat. Die besondere Anwendung, die er davon auf die Theologie gemacht, ist nicht die unsrige. Aber auch auf diesem Gebiet finden wir einzelnes, was das größere Publicum interessiren wird, namentlich den Briefwechsel mit Lavater (I. 266—308), der auf die Ansichten und den Charakter dieses merkwürdigen Mannes ein neues Licht wirft.

Uns interessiren zunächst die allgemeinen literarischen Beziehungen. Paulus lebte in den Jahren 1789—1803, also während der eigentlichen Gährungsperiode unserer Literatur, in Jena, dem einen der beiden Brennpunkte der damaligen deutschen Bewegung. Alle Heroen der Literatur standen zu Paulus in einer bedeutenden Beziehung, doch ist von der Zeit dieses Aufenthaltes die Ausbeute geringer, als wir eigentlich erwartet hatten. Der Verkehr mit Göthe, Schiller, Herder u. s. w., soweit er uns hier dargestellt wird, geht nicht viel über gemüthliche Beziehungen hinaus. Die Entlassung Fichtes, bei welcher Gelegenheit Paulus als Rector der Universität zu einem unmittelbaren Eingreifen veranlaßt wurde, wird uns in einem etwas neuen Lichte dargestellt. Leider hat auch hier der Herausgeber sehr vieles mit aufgenommen, was bereits aus früheren Druckschriften bekannt war. Soviel scheint ausgemacht zu sein, daß die heftigen Anflagen, die Fichte gegen seinen Collegen erhoben hat, jeder Begründung entbehrten. Der leidenschaftliche und despotische Mann hat nach seiner Gewohnheit im Namen anderer herausfordernde Erklärungen gegeben, und es nachher als einen Verrath angesehen, daß diese Erklärungen nicht realisiert worden. — Auch der Aufenthalt in Würzburg, Bamberg und Nürnberg (1803—11) gewährt uns über die allgemeine Literatur nicht viel neue Anschauung. —

Viel bedeutender ist der zweite Theil, welcher den Aufenthalt in Heidelberg umfaßt. Hier bildete sich durch das Zusammenwirken von Daub, Boß, Thibaut, Kreuzer, Schloffer, Hegel und anderen ein neuer Brennpunkt der Literatur, und der Verkehr wurde lebendiger und eindringlicher. Auch die alten Verbindungen wurden immer wieder von neuem angeknüpft, und so haben wir eine ziemlich weite Perspective in die allgemeine Literatur. Am bedeutendsten war der Verkehr mit Boß, von dessen Familie wir eine Reihe recht interessanter Mittheilungen erhalten, und mit Jean Paul. Am wichtigsten für uns ist der Briefwechsel mit Aug. Wilh. von Schlegel, der bekanntlich in seinem 51. Jahre den unglücklichen Versuch machte, Paulus Schwiegersohn zu werden, und von Dorothea Schlegel. Die Briefe dieser geistvollen, aber überspannten Frau umfassen die Zeit ih-

res Aufenthaltes in Köln von 1804—1808, also die Zeit, in welcher sich der Uebertritt zum Katholicismus vorbereitete. Bisher war diese Periode ganz in Dunkel gehüllt, und wir sind sehr zufrieden damit, jetzt eine vollkommen klare und verständliche Anschauung gewonnen zu haben. Es muß ganz klar und bestimmt herausgesagt werden, Friedrich Schlegel wurde Katholik, weil er seines unstätten, bedrängten Lebens müde war, weil ihn die Katholiken unterstützten, während ihn die Protestanten aus leicht begreiflichen Gründen im Stich ließen, und weil ihm in Oestreich eine Anstellung zugesichert war. Er hatte zuerst aus ästhetischer Liebhaberei grade so wie seine übrigen romantischen Freunde dem Katholicismus das Wort geredet. Die Frau, die er auf einem etwas ungehörigen Wege erworben hatte, die ihn dafür auf eine etwas unbequeme Weise anbetete und ihn gewissermaßen moralisch nöthigte, consequent zu sein, steigerte ihn in diesen Empfindungen, aber dies alles hätte noch nicht ausgereicht, ihn zu dem äußerlichen Schritt zu bestimmen, der durch weltliche Motive bedingt wurde. Wie sein eigener Bruder wenigstens später darüber dachte, erfahren wir aus einem höchst interessanten und wichtigen Brief des letzteren an Windischmann, den uns Böcking in seiner Gesamtausgabe mittheilt. Es ist eine höchst klägliche und unwürdige Geschichte, dieser Sprung von frivoler Freigeisterei zur Bigoterie, der noch dazu kein eigentlicher Sprung war, denn Schlegel blieb im Schoß der katholischen Kirche ebenso frivol, als er es früher gewesen war, ein ausgemachter Epikureer und ein philosophirender Dilettant, der es sich zum Geschäft machte, schimmernde Paradoxien zu erdenken. Bei Dorothea Schlegel kam noch ein anderes Moment hinzu, nämlich der Haß gegen Berlin, welches sich über ihr Verhältnis zu Schlegel nicht sehr günstig ausgesprochen hatte, ein Haß, der sich dann auf den gesammten preussischen Staat übertrug und sie aus natürlicher Reaction zu einer leidenschaftlichen Oestreicherin machte.

Wir haben diese einzelnen Punkte hervorgehoben, weil sie uns zunächst lagen. Andere Leser werden nach anderer Seite hin suchen und auch hier eine reiche Ausbente finden. Grade darum glaubten wir sie von vornherein darauf aufmerksam machen zu müssen, sich durch die ungeschickte Bearbeitung nicht abschrecken zu lassen; denn das Buch ist immer ein sehr beachtenswerthes Material für die Einsichten unserer literarischen Zustände. —

W o c h e n b e r i c h t.

Literatur. — Wir haben vor kurzem bei Gelegenheit eines längeren Artikels über die Natur des epischen Gedichts eine Reihe von Versuchen in dieser Gattung aufgezählt, die immer mehr Beifall zu gewinnen scheint. Wir fügen heute zwei neue hinzu. „Der Trompeter von Säckingen“, ein Sang vom Oberrhein, von